Und da kommt, weiß Jott, wenn der Portier de Nacht nich besoffen war, det warme Wasser raus und det kalte Wasser. Und wenn er Jlück hat, verjißt er's nachher, det da nebenan de Wasserhähne offen stehen, und zieht sich an — und uff eenmal schicken se von de untre Etage ruff und lassen sagen: de Decke stürzt ihnen naß uff'n Kopp... Aber wenn er dran denkt, verstehn Se, dann badet er eben in seine eijene Wohnung in de Wanne — zu heiß oder zu kalt, wie er verjnügt is. Und wenn er will, schmeißt er vorher Kissinger Salz rein oder Karlsbader Salz oder bloß Viehsalz oder sonst was Jutes; wat — wenn man jlaubt, wo uff de Tüte steht — de Milz besänftijen oder de Galle kleener machen oder bloß abführen soll... Wozu soll ick nu ins Bad? Und mir 'ne Nummer nehmen oder bei so'n ollen Sanitätsrat und dann zwee Stunden lang im Wartezimmer Zeitung lesen, bis ick endlich dran komme und der olle Knopp mir bloß sagt: ‚Schmeißen Se Kissinger Salz oder Karlsbader Salz oder Viehsalz ins Wasser, wenn Se baden.' Und det kostet ooch noch 'ne Stange Jold. Nee — bade zuhause — bade in Berlin! Und bau den Sanitätsräten, die dir nischt anjehen, nich illijante Villen ins Jebirje."

„Alles ganz schön, lieber Herr Klamauke. Aber schließlich — zum Beispiel in einem schönen Seebad... Man sieht doch da, Sie verstehen mich, von der Kur ganz abgesehen, man sieht doch am Strand allerlei Erfreuliches und —"

„Och, Se meinen die Mächens, die aus de Strandkörbe haben und so. Lieber Jott, früher — ja. Wenn da unsereiner mal wat andres sehen wollte, wie allemal seine Olle — det war de scheene Zeit von de Schinkenärmels und dem Cul de Paris und von de Courschleppen, wo se de Straßen mit sejeit haben, daß halb Berlin die Lungenschwindsucht jekriecht hat — ja, damals! Aber heute — ick sage Ihnen, wenn Se sich morjens so um halb neune uff'n Hausvogteiplatz stellen — und det kostet bloß zwee Jroschen Fahrjeld — so um de Zeit, wenn se die Jeschäfte von de Konfektion uffmachen und de Probiermamsellerchens ins Jeschäft flitzen — lieber Jott, mehr Beenekens und bloße Arme und sonst noch wat sehn Se in Heringsdorf ooch nich. Und dazu sind se besser jewachsen wie det, was da in Arendsee rumläuft; und sind besser frisiert als all det Weibliche, was an de Düne vor Hejoland aus'm Wasser kommt."

„Sie haben eine eigene Art, die Dinge anzusehen..."

„Na, wat denn! Meine eijne Art erspart mir ville Geld, und außerdem de Blamage. Denn sehn Se, wie ick jung war ...schließlich, der Apollo von Belvedere bin ick ja nie jewesen. Aber man war doch wer. Und jetzt mit dem Bauch und der Glatze und so! Aber ick werd' Ihnen wat sagen — ooch wenn ick wär' wie früher — ja damals waren noch keene Ringer und Boxer. Aber jetzt, wo all de Weiberchen rumsitzen mit Stielaugen um den Ring... nu wer'n Se von mir, wenn ick ins Bad jehe, denselben Bizeps erwarten und dieselben Waden und was weiß ick. Nee, wissen Se, da bad' ick lieber vor mir alleene in Berlin und laß sich de andern blamieren in Norderney und Swinemünde oder wo se lustig sind! Wat soll ick im Bad —?"

Der neue Stil

Zeitglosse von Carolus Asper

Eigentlich war er Kunstmaler; Künstler im Malen und im Hungern. In letzterem hatte er in seiner Frau eine unentwegt treue Kollegin, die zwar vom Malen nichts verstand, aber an ihn glaubte. Und das ist das Köstlichste, was eine Künstlerfrau ihrem Manne geben kann.

Als der Leibriemen nicht mehr enger zu schnallen ging, warf er Palette und Pinsel in die Ecke und hängte sich seine aus besseren oder leichtsinnigeren Zeiten stammende Kamera um. Viel würde damit auch nicht zu verdienen sein, aber man konnte sich wenigstens jeden Tag satt essen. Er knipste, was ihm vor die Linse kam und Geld brachte. Seine Stillleben, Genrebilder und Landschaften wurden von illustrierten Zeitschriften gern genommen und manchmal auch anständig bezahlt, und die Badegäste wanderten kunterbunt in seinen Kasten.

Eines Tages kam er hungrig vom Strande: „Was hast Du gekocht?" — „Nichts, aber gebraten: Flundern mit Salat. Und was hast Du geschafft?" — „Allerlei: die hübsche Amerikanerin, den Tennismatch und die Brandung an der Landungsbrücke. Wir wollen nachher entwickeln. Miß Moneybag möchte ihre Bilder bald haben, die Momentaufnahme vom Tennisplatz wird der ‚Sport' wohl nehmen, und die Brandung kriege ich auch los. Den Tagelohn habe ich verdient und auch etwas darüber."

Gleich nach Tisch wurde der erste Film eingelegt, und zwei Köpfe beugten sich gespannt über die in rotem Licht geheimnisvoll schimmernde Schale. „Aha, da kommt schon etwas." — „Die Brandung." — „Also doch richtig belichtet; ich dachte, sie wäre über..." — „Nanu! Was ist denn das?" — „Miß Moneybag!" — „Da kommt ja auch noch ein Racket!" — „O Herrjeh! Da hab' ich alter Esel vergessen, abzuziehen. Nun stehen die drei Aufnahmen auf einem Film. So 'was muß mir noch passieren! Weg damit!" — „Nun kannst Du ihn auch noch auseinwickeln; das ist ja zu spaßig." —

Die Frau legte das Kunstwerk sorgfältig ins Fixierbad, während ihr Gatte sich zu neuen Taten rüstete. Das Glück war ihm hold: die schöne Amerikanerin lachte über sein Künstlerpech und ließ sich nochmal aufnehmen, der Wettkampf auf dem Tennisplatz war wieder in vollem Gange, und die Dünung warf immer noch hohe Wogen über den Landungssteg. So war nur der Vormittag vergeudet und der Schaden nicht groß.

Zu Hause hatte die Gattin die Mißgeburt liebevoll gewässert und getrocknet, sich dann aber doch davon überzeugt, daß nichts damit anzufangen war, und sie achtlos in ihr Haushaltsbuch gelegt, wo sie mit der Zeit vergessen wurde.

Einige Wochen später kam der Maler strahlend nach Hause: „Weißt Du, wen ich getroffen habe, Mathilde? Unseren Freund Hilbert. Denke Dir, er hat die Schwester von Hochberg geheiratet" — „Des berühmten Kunstkritikers?" — „Jawohl! Er wird ihn morgen herbringen, damit er sich meine Bilder ansieht." — „Glänzend! — Siehst Du, Schatz, ich habe Dir's ja immer schon gesagt, Du kommst noch einmal zur Geltung."

Das bescheidene Häuschen wurde gescheuert und gebohnert, jedes der Bilder in den einfachen Rahmen abgestäubt und gereinigt. Am andern Tag war alles zum Empfang des hohen Herrn bereit und das Malerpaar in fiebernder Erregung.

Dann kam der Mächtige in Begleitung seines Schwagers, grüßte leutselig und ließ sich überall herumführen. Aber undurchdringlich blieb seine Miene, stumm sein Mund, und gleichgültig glitten seine Augen über all die schönen Bilder. Die Gesichter des Malerpaares wurden immer länger.

„Ist das alles?" fragte er endlich. — „Ja, Herr Professor." — „Recht sauber gemalt, recht sauber und sorgfältig, ja." — Er geruhte noch eine Tasse Kaffee anzunehmen und griff dann nach Stock und Handschuhen, die er vorhin auf den Nähtisch gelegt hatte. Dabei fiel das Haushaltsbuch herunter, sprang auf und spie seinen Inhalt ringsumher: Notizen, ausgeschnittene Rezepte, unbezahlte Rechnungen. Wie der Gewaltige sich bückte, um höflichkeitshalber die Bescherung zusammen zu raffen, fiel sein Blick auf das ominöse Negativ. Er stutzte, betrachtete es genau und fuhr dann hoch: „Ist dies etwa auch von Ihnen?" — „Allerdings!" — „Wo ist das Original?" — „In Amerika!" — „Ich sage es ja immer: die verd... Yankees schnappen uns alles wirklich Wertvolle weg. Mann, warum haben Sie dieses Werk ins Ausland gehen lassen?" — „Es wurde mir noch naß von der Staffelei genommen." — „Kein Wunder! — Herr Brunne, Ihr nächstes Werk dieser Art muß ich zuerst sehen. Diesen Neuschöpfer muß ich entdeckt haben. — Sieh nur, Edmund, diese Komposition, diese Symbolik, das Packende dieser Leinwand! Und schon auf dem Negativ kommt dies alles zur Geltung. Großartig! Sehen Sie, das ist Kunst! — Meister, Sie sind der Schöpfer eines neuen, überwältigenden Stils, des... des... ich hab's: des Synthetismus! — Gestatten Sie mir vielleicht, darüber ein Feuilleton zu schreiben und dieses Lichtbild dabei zu verwerten?"

„Warum nicht? Gewiß: obgleich..."

„Keine Widerrede! Ich schreibe den Aufsatz. Er wird Aufsehen erregen. Der Tag war nicht verloren. Sie können auf Ihren Gatten stolz sein, gnädige Frau!"

„Das bin ich schon lange."

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

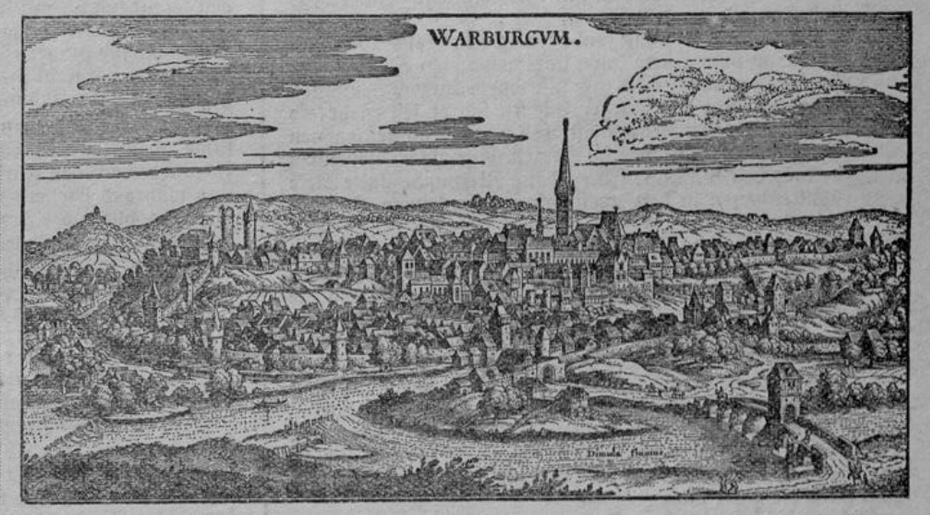
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 66 | **15. August 1931** | **6. Jahrgang**

Die Sporckschen Jäger

Roman von Richard Stowronnek

Copyright 1931 by Romandienst Digo Berlin W 30

[5. Fortsetzung.]

Denn das war nun mal so in der Lenzburger Gesellschaft: wen die Herren Offiziere schnitten mit ihren Damen, den schnitten auch die übrigen Herrschaften, als wenn man einer gelben Flecken am Rocke hätte, lief man herum! Und sollte das Elsbethchen sich nachher mit ihren achtzehn Jahren hier in die Einsamkeit vergraben, womöglich gar 'ne alte Jungfer werden wegen so ein paar plündriger Hirsche? Von dem Zeug trieb sich doch noch genug im Wald herum, mit und ohne „Hörner", sogar die Kartoffeln buddelten sie einem aus den Mieten heraus, also was lag schon daran, wenn einer von den Herren Leutnants mal so ein Viest totschoß? Dann schrie der Forstmeister sie in hellem Aerger an: „Machen Sie, daß Sie rauskommen, Sie törichte, alte Spinatwachtel, und das verstehen Sie nicht!" Innerlich aber mußte er der Braven halb und halb recht geben. Es war wirklich unnötig gewesen, die Angelegenheit so auf die Spitze zu treiben bei allem gerechten Zorn, und hundert verdächtige Indizien waren noch immer kein bündiger Beweis! Mit umso größerem Ingrimm aber warf er sich darauf, diesen Beweis nachträglich zu erbringen, dem Kommandeur den wildernden Leutnant an den Ohren vorzuführen: „Da steht er, Herr Oberstleutnant, der Filou! Also, bitte, hatte ich recht?"

Und da seine Unterbeamten, wie er meinte, alle nicht den richtigen Schneid besaßen, fing er selbst an, dem geheimnisvollen Wilddieb nachzustellen, schon damit die ewigen Beschwerden des Hofjagdamts ein Ende nahmen, aber alles Pirschen und Spähen und Lauern war vergebens. Wochenlang schlug sich der alte Herr den Schlaf um die Ohren, das Revier blieb ruhig. Kein Schuß zerriß die Stille der Nacht, aber wenn er nach solchen Strapazen todmüde auf sein Lager sank, kam unfehlbar von einer der Försterein die Meldung, der Wilderer wäre wieder einmal bei der Arbeit gewesen, irgendwo an einer heimlichen Wiesenschlenke läge ein gestreckter Hirsch, das Geweih abgeschlagen und die Haken ausgeschnitten, wie üblich. Den alten Herrn aber schüttelte der ohnmächtige Zorn, und er verschwor sich hoch und heilig, einer von ihnen beiden müßte beim nächsten Vollmondschein daran glauben, der Wilderer oder er.

Das alte Spiel fing immer wieder von neuem an: Sechs, sieben durchwachte Nächte, wenn er sich aber endlich schlafen legte und seine abgehetzten Beamten mit ihm, fiel irgendwo in dem weitläufigen Revier der Hirsch. Ganz als wenn der Wilderer einen Spion gehabt hätte, der ihm Meldung trug, daß in der Rohnsteiner Forst außer den Hirschen niemand auf den Läufen war...

Ein Gutes aber wenigstens brachten diese steten Aufregungen, die Zeit ging herum! Und ganz unversehens kam eines Tages aus Weimar die Depesche: „Morgen mittag bin ich da!". Der Forstmeister aber atmete tief auf: Ja, richtig, sein kleines Schmaltierchen! Das hatte ihm die ganze Zeit über gefehlt! Wenn es daheim geblieben wäre, wäre gar manches vielleicht anders gekommen. —

Und jetzt stand er auf dem kiesbedeckten Bahnsteig vor dem Stationsgebäude, der Wind zauste ihm den grauen Bart, aber die scharfen Augen spähten unablässig nach dem Einschnitte in dem bewaldeten Hügelrücken, der den Ausblick nach Süden hin begrenzte. Aus dem Einschnitte mußte der Zug kommen, der — endlich! — sein Schmaltierchen wieder heimbrachte! Und ein paar Sekunden lang trübte sich sein Blick, ganz unversehens war ihm der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß er allein hier stand. Die andere, deren Platz jetzt wohl an seiner Seite gewesen wäre, schlief seit achtzehn Jahren unter den vier Eichen auf dem Rohnsteiner Friedhofe, und keine Sehnsucht weckte sie wieder auf.

Ueber dem Einschnitt in dem Hügelrücken kräuselte sich heller Rauch, der Stationsvorsteher trat mit der Signalscheibe in der Hand auf den Bahnsteig, handwerksmäßig und gleichgültig, als wenn der ankommende Zug ein ganz gewöhnlicher gewesen wäre, wie jeder andere. Die Lokomotive fauchte und hielt ein paar Dutzend Schritte hinter der Station. Die Wagenräder kreischten unter den angezogenen Bremsen die von den Trittbrettern springenden Schaffner rissen die Türen auf: „Lenzburg, fünf Minuten! Nach Niederseeheim umsteigen!"

Da wäre der Forstmeister Rüdiger beinahe umgekehrt, mit einer schweren Enttäuschung im Herzen, sein Schmaltierchen war anscheinend nicht mitgekommen. Aus einem Kupee stieg ein junger Mann, den er nicht kannte, nach dem äußeren Ansehen ein Offizier in Zivil, und er bot einer hochgewachsenen jungen Dame die Hand, einer jungen Dame in elegantem Reisekleid, die gar nicht so aussah, als wenn sie hier erwartet würde. Erst nach einigen freundlichen Worten an ihren Begleiter hob sie den Kopf, sah sich suchend auf dem Bahnsteig um...

„Schmaltierchen!" rief der alte Herr, denn jetzt hatte er sie erkannt, aber die Begrüßung fiel anders aus, als er in den Stunden der Erwartung gedacht hatte. Die hochgewachsene junge Dame in dem eleganten Reisekleid flog ihm nicht um den Hals, mit stürmischer Begrüßung und einem Dutzend atemraubender Küsse. Sie beschleunigte um ein weniges nur

ihren Schritt und bot ihm die Wange unter der breiten Reisemütze, die gleich einem Riesenpilz ihren blonden Scheitel bedeckte.

„Ei sieh da, Väterchen, das ist aber nett! Und gestatte: Herr Oberleutnant von Wahlenberg! Herr von Wahlenberg ist zu unserem Bataillon neu versetzt und hat sich meiner unterwegs recht liebenswürdig angenommen."

Der junge Mann im Reisezivil verneigte sich respektvoll und lüftete den Hut über einem schon stark gelichteten Scheitel; der alte Forstmeister aber rückte nur mit einem kurzen Brummen die Mütze. Mit den Lenzburger Jägern lag er seit mehr als anderthalb Jahren in Feindschaft, und den jäh aufgestiegenen Groll barg er vorläufig mal im Herzen. Nur einen fliegenden Stich gab es in der Brust: Eine schöne Zierpuppe hatte diese Frau Wilkenhagen in den zwei Jahren aus seinem Schmaltierchen gemacht! ...

Es folgte eine kurze Verabschiedung von dem Oberleutnant von Wahlenberg, sie stiegen in den Wagen, und der alte Jochen gab den ungeduldig auf der Stelle tretenden Schimmeln die Köpfe frei. Auch mit etlichem Ingrimm im Herzen, denn das gnädige Fräulein, wie man die heimgekehrte Deern von jetzt an wohl nennen mußte, hatte bei seiner Begrüßung nur flüchtig mit dem Kopfe genickt: „Tag Jochen. Auch noch zuwege?" Die ausgestreckte Hand schien sie garnicht bemerkt zu haben, er aber hatte sich auf diesen Augenblick so gefreut! Sogar eine kurze Ansprache hatte er sich ausgedacht, wie sehr sie sich zu dritt gebangt hätten, die beiden Schimmel nämlich und er, und jetzt blieb die Rede ungesprochen.

Währenddessen — der Wagen war in den Rohnsteiner Wald gebogen und fuhr unter hohen Buchen auf ebener Straße dahin — schmiegte sich Elsbeth an ihren Vater und suchte unter der leichten Fahrdecke seine Hand.

„Jetzt laß Dir richtig guten Tag sagen, Väterchen! Vorhin, als der Leutnant dabei stand, konnte man's doch nicht so zeigen ..."

„So so," sagte der Forstmeister, „und ich hatte schon geglaubt!" ... Was er geglaubt hatte, sagte er nicht, aber die Tochter verstand ihn. Schlang ihm den Arm um den Hals und küßte ihn mitten in den weißen Bart.

„Unsinn, Vatting! Nur, weißt Du, man trifft da auf der Reise endlich einen Leutnant von unserm Bataillon, einen ganz neuen noch dazu, und da muß man sich doch ‚benehmen'. Sonst erzählt er womöglich im Kasino, er hätte unterwegs ein ganz merkwürdiges Frauenzimmer kennengelernt, das in der Jagd besser Bescheid wüßte als in der modernen Literatur, und alle übrigen Leutnants schreien: ‚Das kann nur die Elsbeth aus Rohnstein gewesen sein'!"

Da lachte der alte Herr übers ganze verwitterte Gesicht, sein Schmaltierchen war noch das alte geblieben, trotz der zwei Jahre in der vornehmen Pension. Nur größer geworden war es und schöner, und Donnerwetter noch mal, würden die guten Bekannten ringsum Augen machen, wenn er sich mit seiner Tochter in den Wagen setzte, um in der Nachbarschaft und im Städtchen die üblichen Visiten zu schneiden! ... Aber da fuhr ihm etwas in die Kehle, daß er plötzlich husten mußte, der „gelbe Flecken" fiel ihm ein, von dem immer die alte Trine gesprochen hatte. Und während Elsbeth munter und lustig von allerhand großen und kleinen Pensionserlebnissen plauderte, sann er über einen fürchterlichen Ukas, der allen Hofinsassen strengstes Stillschweigen zur Pflicht machte. Weshalb sollte er seinen heimgekehrten Liebling unnütz betrüben, wenn's anders zu schaffen war? Vielleicht war das Zerwürfnis mit den Lenzburger Jägern ein paar Tage lang zu verheimlichen, inzwischen aber mußte irgend etwas geschehen, das die verfahrene Lage in Ordnung brachte. Im allerschlimmsten Falle pochte man an die Tür des Kommandeurs: „Lieber alter Freund Brinkmann, da bin ich wieder! Und hoffentlich lassen Sie mich den herben Kelch der Abbitte nicht bis auf den Boden leeren?"

Zu Hause nachher gab es erst die rechte Begrüßung. Als der Wagen ins Hoftor bog, stand die alte Trine in blütenweißer Schürze auf der Freitreppe mit dem übrigen Gesinde, der Kuhhirt entlockte seinem langen, mit Bast umwundenen Horn eine Folge greulicher Töne, die eine Freudenfanfare darstellen sollten, und der Pferdejunge ließ einen Kanonenschlag steigen, den er sich heimlich aus der Stadt besorgt hatte. Ganz unsinnig jedoch vor Freude gebärdete sich die Schar der Hunde. Die Teckel kläfften, der Hühnerhund Robbie, der seinerzeit an der Puppe der Kommandeuse das Apportieren gelernt hatte, machte down, stieß aber dabei ein ganz unkommentmäßiges Heulen aus, sogar Wodan, der edle Schweißhund, der neben seiner Gattin Fricka auf einem tischartigen Lager thronte, hob den ernst blickenden Kopf. Ein Luftzug hatte ihm die Witterung der jungen Herrin zugetragen, mit der er so manches liebe Mal im hohen Buchenwald die Schweißfährte bearbeitet hatte. Da stand er gravitätisch auf, kam gemessen näher und gab mit der glockenähnlichen Stimme den Freudenlaut, mit dem er den gestreckten Hirsch bestätigte. Am liebsten hätte er ja auch getanzt, wie die lustigen kleinen Teckel, die sich immer rückwärts überschlugen vor Freude, aber das ziemte sich nicht für einen seit sechzehn Generationen rein gezogenen Schweißhund.

Nach dieser allgemeinen Begrüßung kamen die Jägerlehrlinge an die Reihe. Sie bliesen kunstvoll unter Aufsicht des Forstschreibers den Fürstengruß auf blinkenden Waldhörnern, und während Elsbeth in heller Rührung ein Dutzend Hände schüttelte, blickte der Forstmeister in etlicher Ratlosigkeit zu der getreuen Alten hinüber, die er in ärgerlichen Stunden „törichte Spinatwachtel" zu titulieren pflegte. Und sie verstand ihn ohne viel Worte.

„Ich werd' morgen wieder die Seebachin kommen lassen, das gibt Ruh' auf acht Tage. In der Zwischenzeit aber müssen S i e Rat schaffen, Herr Forstmeister, so oder so!"

„Na schön," erwiderte er, „und morgen haben wir Vollmond. Da wird sich's entscheiden. So oder so." — — — — —

Ganz heimlich hatte sich gegen Abend der Forstmeister fortgemacht, durch den Obstgarten und um die Scheune herum. Niemand auf dem Hofe brauchte zu wissen, daß er wieder einmal auf den Wilddieb unterwegs war. Erst als er im Rande der dichten Fichtenschonung stand, die von der Seeseite her das Feld begrenzte, schob er zwei Finger der Rechten zwischen die Zähne, stieß einen weithin schallenden Pfiff aus. Wodan, der Schweißhund, hob daraufhin den Kopf auf seinem tischähnlichen Lager, richtete sich und reckte sich einen Augenblick lang in den verschlafenen Gliedern und kam in langen getragenen Sätzen über das freie Feld gejagt. Am Spätnachmittage nämlich hatte es Besuch im Forsthause gegeben, und ganz merkwürdigerweise war ihm der Gedanke gekommen, daß dieser Besuch mit den Freveltaten des Wilddiebes in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang stehen mußte.

Die Tochter des Fischereipächters Retelsdorf aus Lenzburg war es gewesen, die den wöchentlichen Tribut brachte in Gestalt eines zehnpfündigen Hechtes.

Den Tribut, den ihr Vater neben einem geringfügigen Pachtschilling an die Fürstlich Rohnstein'sche Forstverwaltung zu entrichten hatte, und bei dem er, gleich seinen Vorfahren, ein schwerreicher Mann geworden war, denn seit urewigen Zeiten besaßen die Retelsdorfs ein verbrieftes Pachtrecht auf den Lenzburger See. Ein Retelsdorf hatte einmal einen Prinzen von Rohnstein aus schwerer Leibesgefahr errettet, und ihm wurde danach das Recht verliehen, den Lenzburger See zu befischen, soweit ein aufrechter Mann bis zum Halse ins Wasser waten und eine Pflugschar nach der Mitte zu werfen vermochte. Das war bei den flach verlaufenden Ufern ein ganzes Ende, sodaß für andere Gerechtsame kein lohnender Platz mehr blieb. Die Retelsdorfs zahlten dafür hundert Silbergroschen im Jahr, allwöchentlich ein gutes Gericht Fische und wurden wohlhabende Leute. Liehen Geld auf Zins, die jüngeren Söhne aber zogen aufs Trockene, wurden Ackerbürger, und wenn man in den Dörfern der Umgebung einen stattlichen Hof sah, gehörte er sicherlich einem Retelsdorf ...

Die Mike Retelsdorf also, des gegenwärtigen Erbpächters einzige Tochter, hatte ihren Hecht abgeliefert, saß mit der alten Trine auf der Veranda bei einer Tasse Kaffee, unterhielt sich von diesem und jenem. Und ganz zufällig kam der Forstmeister hinzu.

Das schlanke Mädel mit dem hübschen, sonnengebräunten Gesicht und den seltsam verschleierten Augen stand ehrerbietig auf. Er fragte nach dem Ergehen des gichtgeplagten Vaters und fügte hinzu: „Na, Mike, wann wird die Hochzeit sein? Wenn der Alte nicht mehr zur See fahren kann, muß es doch einen Nachfolger geben?"

„Ach Gott, Herr Forstmeister," erwiderte sie, und das Blut schoß ihr unter die gebräunte Haut, „das hat noch gute Wege, und überhaupt, wenn's nach mir ginge ..." sie brach ab und sah mit ihren seltsamen Augen ins Leere. Wie ein Paar mattgeschliffene Achatsteine standen sie in dem dunklen Gesicht ...

(Fortsetzung folgt)

Der hoffnungslose Fall

Skizze von Hans Werdenfels

„Na, hören Sie mal, Doktor, haben Sie an diesem landfahrenden Volk solchen Narren gefressen? Das ist nun schon der dritte Bettelmann, dem Sie einen blanken Fünfziger spendieren."

Der dicke Bürgermeister schob den funkelnden Römer von sich und schaute sein Gegenüber mißbilligend an. Der Arzt lächelte in sich hinein und blickte dem jungen Burschen nach, der unter fröhlichem Pfeifen über den besonnten Kies des Gartens von dannen schritt. Von der nahen Mosel klang das Geschrei badender Knaben herauf.

„Zum Wohle, Bürgermeister! Möge das Kröver Reich blühen, wachsen und gedeihen! Himmel, ist das schön, mal nichts von den Chloroform- und Lysol- und all den anderen Gerüchen der Klinik zu spüren!"

„Prosit, Prosit, liebwertester Medizinmann! Freut mich, daß Ihnen unser Mosselland so ausnehmend gefällt. Doch wäre es wohl nur halb so schön, wenn nicht der wundervolle Wein hier gediehe. Uebrigens — Sie blieben mir noch die Antwort schuldig. Weshalb sind Sie gegen diese Landstreicher immer so nobel?"

„Na, schön. Damit Sie endlich Ruhe geben, Sie neugieriges Gemeindeoberhaupt, will ich Ihnen erzählen, weshalb ich für diese Handwerksburschen oder Landstreicher oder wie Sie diese Kerle sonst nennen wollen, eine kleine Schwäche habe.

Also ich war noch junger Assistenzarzt in einer Klinik drüben am Rhein, da lieferte man eines Tages so einen jungen Burschen von der Landstraße bei uns ein. Der Fall schien hoffnungslos. Der arme Kerl — Leopold hieß er und war genau so windbeutelig und genau so hübsch wie der Held der bekannten Operette — also er hatte in einer schönen Sommernacht einen kleinen Einbruch riskiert. Nur so in den Obstgarten eines einsamen Hauses, um da an den Früchten seinen nagenden Hunger zu stillen. Aber der Tippelbruder muß wohl einem richtigen Einbrecher in die Quere gekommen sein. Jedenfalls tauchte aus der Dunkelheit plötzlich ein riesenhafter Kerl auf, der sich auf den guten Leopold warf und ihm mit einem Armeerevolver einen derartigen Schlag über den Kopf versetzte, daß die Schädeldecke des Ueberfallenen brach.

Na, wir setzten dem armen Burschen eine Silberplatte ein. Am Leben konnten wir ihn fürs erste erhalten, aber der Unglückliche blieb vom Halse bis zu den Füßen gelähmt. Er war bei vollem Bewußtsein. Konnte auch etwas sprechen, zog es aber vor, still und regungslos dazuliegen. Er hatte den Blick eines treuen Hundes, dem durch einen grausamen Herrn schweres Unrecht zugefügt wurde. Er starb nicht, aber wir waren hier völlig hilflos. Wilde Träume schüttelten ihn, in denen immer wieder ein riesiger Mann auftauchte, und immer wieder fühlte der Kranke den furchtbaren Schlag der auf seinen armen, gequälten Kopf herabsausenden Waffe. Es war ein verzweifelter Zustand.

Da besuchte uns eines Tages ein Generaloberarzt aus der Reichshauptstadt. Der hatte irgendwie von der Krankengeschichte Leopolds erfahren und ließ sich an das Bett des Gelähmten führen. Aber als der hohe Herr — eine riesenhafte Gestalt in straffer militärischer Haltung — an das Fußende des Lagers trat, da sah ich die Augen des Kranken sich plötzlich in namenlosem Entsetzen weiten, während eine fahle Blässe sein Antlitz überzog. Ich wußte: Der junge Bursche glaubte in seinem Wahn, wieder in jenem verhängnisvollen Garten zu sein, und erwartete wieder den fürchterlichen Schlag.

Der ‚General' überlegte einen Augenblick, dann ordnete er an, daß der Kranke in den Operationssaal gebracht wurde. Ich war an jenem Tage der einzige diensttuende Arzt und hatte nicht das leiseste Bedenken, alle Anweisungen des ‚Generals' blindlings zu befolgen. Im Operationszimmer ordnete er zu meinem Erstaunen an, daß außer ihm und mir jedermann den Raum zu verlassen habe. ‚Schließen Sie die Tür!' sagte er im Befehlston zu mir. Ich gehorchte sofort, wenn auch langsam ein seltsam prickelndes Gefühl, die dunkle Ahnung von irgend einem kommenden Unheil in mir emporkroch. Eine kalte Entschlossenheit stand in den Augen des ‚Generals'. Er trat an das Fußende des Operationstisches, auf dem der Kranke lag. Der verharrte ohne Regung, wie ein hilfloses Tier, das den eisigen Atem des Todes verspürt. Nur die weit aufgerissenen Augen starrten angstvoll auf den riesenhaften Mann, der da mit gekreuzten Armen vor dem Lager stand.

‚Glauben Sie, Herr Doktor, daß dieser Fall hoffnungslos ist?'

‚Jawohl, das ist meine Ueberzeugung', antwortete ich.

‚Die meinige auch', war die trockene Erwiderung, ‚deshalb werde ich diesem Jammer ein Ende machen.'

Mir war vor Entsetzen die Kehle wie zugeschnürt. Ich stand wie gelähmt. War der Mann wahnsinnig geworden? Wollte er einen Mord begehen?

‚Achtung! Treten Sie zur Seite!' schrie der ‚General'. Dann riß er einen großen Armeerevolver aus der Tasche. Ich sah, wie die Todesangst in den Augen des Kranken flackerte. Sah, wie in einem furchtbaren Traum, das Aufblitzen des Schusses, hörte den scharfen Knall und — im gleichen Augenblick — einen hohen, spitzen Schrei: Der Gelähmte hatte ihn ausgestoßen. Mit einem Ruck war er aufgesprungen. Er schleuderte die Decke zur Seite und flüchtete in mächtigen Sprüngen aus dem Zimmer.

Ich muß kein sehr geistreiches Gesicht gemacht haben, als nun der ‚General' die rauchende Waffe einsteckte und mir die Hand auf die Schulter legte: ‚Das war ein typischer Fall von hysterischer Paralyse, junger Freund, wie ich ihn im Kriege wiederholt kennen gelernt habe. Dieser Kranke hier ist für immer kuriert — nur mit einer Platzpatrone.'

Solch ein Erlebnis vergißt man nicht. Und ich verdanke es einem hungrigen jungen Landstreicher. Verstehen Sie mich nun, lieber Bürgermeister? Ihr Wohl!"

Wat soll ick im Bad — ?

Humoreske von Rudolf Presber

„Weroen Sie diesen Sommer auch ins Bad fahren, Herr Klamauke?"

„Wat soll ick im Bad —?"

„Nun schließlich, wenn man nichts anderes vorhat — Bäder nehmen!"

„Wenn nischt andres! Ick wer Ihnen wat sagen, lieber Freund. Also wie ick ein junger Mann war — det is noch zur Zeit von de Petroleumslampen jewesen, wo man abends ejal Erdöl an de Fingers und Dusterkeit vors Jesichte jehabt hat — also da hat keen Mensch nich jebadet. Und war o o c h jesund und is o o c h jroß jeworden. Oder bin ick etwa jestorben — wat? Mach' ick den Eindruck, als ob ick tot wär'?"

„Nein, wahrhaftig, durchaus nicht! Ein so rüstiger alter Herr wie Sie —"

„Na also, sehen Se! Und wat der hochselige Kaiser Wilhelm war — wenn der, vastehn Se, mal ein Bad nehmen wollte — denn schließlich, er war doch Kaiser, nich wahr — denn hat er sich alle Sonnabend, oder vielleicht einen um den andern — zwei oder drei so'ne Fäßchen heißes Wasser aus dem „Hotel de Rome" ins Schloß holen lassen. Und bitte — wie alt is er jeworden! Und wat hat so'n Jekrönter in seinem Leben nich all für Unannehmlichkeiten, die ihm schließlich ooch noch uff de Nieren schlagen oder de Milz verfiften — und all sowas."

„Nun ja, alles ganz gut und schön — aber die Zeiten haben sich geändert."

„Jeändert?! Det haben se freilich jründlich jemacht! Und es is 'n dabei jejangen, de Zeiten, wie mir und Ihnen — scheener sin se nich jeworden. Dafür schickt unsereiner jetzt ooch nich ins ‚Hotel de Rome' — det könnt' er ja ooch nich mehr, weil's jar nich mehr da is, wie so vieles, wat scheen war und wo man jut jesessen hat. Jetzt hat jeder, der wo uff sich hält, neben seine eijne Schlafstube so'n Dings. Und da jeht er hin, während die Olle noch pennt, und dreht den Hahn uff vors kalte Wasser und dreht den Hahn uff vors warme Wasser.